

4. November 2013, Lüneburg

1. „Biographischer Einstieg“

Liebe Schwestern und Brüder, sehr geehrte Damen und Herren!

Meine fünf Geschwister und ich entstammen einer sog. „Mischehe“, wie die Ehe zwischen einem evangelischen Christen und einer Katholikin damals hieß. Als meine Eltern 1944 heirateten, geschah dies kirchlich selbstverständlich nach der sog. kanonischen Form, d.h. nach katholischem Ritus. Das war die Voraussetzung dafür, dass meine Mutter überhaupt kirchlich gültig heiraten konnte, worauf beide Eltern Wert legten (obwohl mein Vater als evangelischer Christ nie ein Kirchgänger war). Nicht nur meine Mutter, sondern auch mein Vater musste vor der Trauung das Versprechen ablegen, dass die Kinder, die aus ihrer Ehe hervorgehen würden, katholisch getauft und erzogen werden. Auf diese Weise hat unsere – im Laufe der Zeit auf acht Personen angewachsene – Familie einen kleinen Beitrag dazu geleistet, den Anteil der katholischen Bevölkerungsminderheit in Niedersachsen ein wenig zu heben, und ich wuchs in Salzgitter in einer katholischen Kirchengemeinde innerhalb eines protestantisch geprägten Umfelds auf.

1949 geboren, lernte ich als Achtjähriger zu Hause aus einem zweisprachigen Schott-Messbuch Latein, bevor ich es später als Schulfach hatte. Denn Latein war bis Mitte der 60-er Jahre unsere liturgische Sprache, und als Messdiener musste man da etwas mehr wissen als die anderen Kirchgänger. Für das Kirchenvolk genügten wenige kurze Antworten (Et cum spiritu tuo) und das Pater noster. Selbst Lesung und Evangelium wurden vom Priester in Latein vorgetragen, die einzigen deutschen Wörter sangen wir in den Kirchenliedern und hörten wir sonntags in der Predigt. Aber als Messdiener musste ich eine ganze Reihe von Gebeten auswendig können, die vom Kaplan in den Übungsstunden auch abgefragt wurden, wobei er peinlich genau auf die korrekte Aussprache jeder einzelnen Silbe achtete (und wer Latein gelernt hat weiß, wie wichtig da die Endsilben sind). Jeder Katholik über 60, der als Junge Messdiener war, wird sich an das „Suscipiat“ erinnern, ohnehin und wegen der für uns als lateinisch Unkundigen logisch nicht verständlichen Wortendungen ein wahrer Zungenbrecher: *Suscipiat dominus sacrificium de manibus tuis ad laudem et gloriam nominis sui, ad utilitatem quoque nostram totiusque ecclesiae suae sanctae.* – So etwas vergisst man sein Leben lang nicht.

Ich war ungefähr 13 oder 14 Jahre alt, als ich mit einigen Schulkameraden auf dem Heimweg von der Schule das erste Mal in meinem Leben eine evangelische Kirche betrat. Und ich erinnere mich bis heute daran, dass ich es mit leichtem Herzklopfen und mit der Neugier tat, wie es drinnen wohl aussehen werde – zu meiner Überraschung gar nicht so sehr anders als in unserer Kirche. Nie habe ich in meiner Kindheit und Jugend einmal einen evangelischen Pastor und einen katholischen Pfarrer gemeinsam auftreten sehen. Und ich kann mich übrigens auch nicht daran erinnern, dass es in Salzgitter überhaupt nur eine einzige evangelische Pastorin gegeben hätte, so wenig wie Messdienerinnen, Lektorinnen oder Kommunionhelferinnen bei uns Katholiken.

Warum erzähle ich solche Anekdoten?

Zum einen weil sie zur damaligen Zeit keine Anekdoten waren, sondern selbstverständliche, für viele auch harte Realitäten, mit denen wir groß geworden sind und die manchem nicht nur den Zugang zu den anderen Kirchen, sondern auch das Leben und die Identifikation mit ihrer eigenen Kirche schwer gemacht haben. Sie waren das Ergebnis langer und fest verwurzelter Traditionen, und selbst die Frage, ob es denn immer so weitergehen werde, stellte sich für uns Katholiken erst mit und seit dem Konzil. Solche Realitäten haben unser kirchliches Selbstverständnis geprägt und mussten zum Teil in oft mühsamen Ablösungs- und Emanzipationsprozessen überwunden werden. Wie schwierig und konfliktgeladen etwa in der katholischen Kirche diese Prozesse waren, zeigen liberale Auflösungserscheinungen (z.B. im Holland der siebziger Jahre) ebenso wie traditionalistische Nachhutgefechte bis in die Gegenwart (z.B. bei der Piusbruderschaft).

Zum anderen sollten wir in unserem konfessionellen wie ökumenischen Alltag weder vergessen noch gering achten, was sich in den vergangenen fünfzig Jahren an Veränderungen, ja Umwälzungen ereignet hat, innerhalb unserer eigenen Kirchen und in den Beziehungen der Kirchen zueinander. Wir leben ökumenisch in besseren Zeiten. Auch wenn sich viele noch mehr Gemeinsamkeit wünschen und nicht wenige sich ungeduldig durch ihre eigene Glaubenspraxis über den „offiziellen“ Stand der Beziehungen hinweg setzen, muss das Thema Ökumene aus meiner Sicht immer auch im geschichtlichen Kontext, im weltkirchlichen Zusammenhang und im Zusammenspiel von christlicher Praxis und kirchlicher Lehre gesehen werden. Ökumene kann nie nur als Momentaufnahme und einzeln

(im Sinne von privat) gelebt werden, und Fortschritte in der Lehre und in der Praxis bedingen sich meiner Ansicht nach gegenseitig.

– Für die katholische Kirche sind damit zwei wichtige Aspekte verbunden, welche die Mitglieder anderer Konfessionen bitte nicht übersehen sollten: Besonders aus römischer Perspektive spielt die Ökumene mit den orthodoxen Kirchen (aufgrund der Geschichte und der weitgehenden Übereinstimmungen in der Lehre) eine zentrale Rolle – möglicherweise eine wichtigere als mit den Kirchen der Reformation. Und die besondere Rolle des kirchlichen Lehramtes setzt der ökumenischen Praxis bei uns engere Grenzen als in anderen Konfessionen.

Damit aber greife ich bereits vor. Zunächst einmal kamen für uns Katholiken das Zweite Vatikanische Konzil und die Liturgiereform, und damit einher gingen auch wichtige Impulse für die Ökumene. Ich nenne hier nur zwei Aspekte:

Das Dekret über den Ökumenismus und die Erklärung über die Religionsfreiheit mit ihrer positiven Wahrnehmung der anderen christlichen Kirchen und Religionen wurden seinerzeit als bedeutende Fortschritte geradezu gefeiert. In den letzten Jahren aber ist das Konzil insgesamt – innerkirchlich wie ökumenisch – eher zu einem „Zankapfel“ geworden, weil etwa die Dogmatische Konstitution über die Kirche nicht von einer „Gleichwertigkeit“ aller christlichen Kirchen in ihrem Bezug zur Kirche Jesu Christi spricht, sondern mit seiner Formulierung „Haec Ecclesia (Christi) subsistit in Ecclesia catholica“ an der traditionellen Vorrangigkeit der röm.-kath. Kirche festgehalten hat. Durch das Ökumene-Dekret und die auf das Konzil folgende Liturgiereform andererseits, welche die liturgischen Beteiligungs- und Gestaltungsmöglichkeiten zunächst auch für Nichtkleriker öffnete und förderte, ergaben sich allererst auch die Chancen zur Feier ökumenischer Gottesdienste.

Insgesamt waren die sog. 60-er Jahre gesellschaftlich wie kirchlich eine Zeit des Aufbruchs und des Wandels. Für mich, der ich 1967 das Theologiestudium an der Hochschule der Jesuiten in Frankfurt begann, machte sich das sowohl im akademischen Lehrbetrieb als auch in den Veränderungen im Priesterseminar bemerkbar. Exemplarisch nenne ich das 1968 erschienene Buch „Zur Theologie der Welt“ des Münsteraner Fundamentaltheologen Johann Baptist Metz, durch das nicht nur meine Aufmerksamkeit auf eine andere Art des

Theologietreibens als in der sog. Schultheologie gelenkt wurde, was übrigens 10 Jahre später dazu führte, dass ich bei ihm promovierte und einige Jahre als Assistent arbeitete.

Vor knapp 30 Jahren schrieb ich dann als Kaplan in Hannover einen kleinen Zeitungsartikel mit dem Titel „Ökumene – nicht nur ein schwieriges Wort“. Tatsächlich gelangen noch heute hin und wieder in den Medien und im alltäglichen Sprachgebrauch Wortschöpfungen wie „ökomenisch“, und die nicht unerheblichen Unterschiede zwischen ökonomisch, ökologisch und ökumenisch sind offensichtlich so manchem immer noch nicht ganz klar. Das gilt selbstverständlich nicht für Lüneburg, wo das Wort jedem eingängig ist, weil die Ökumene im Leben der Stadt und der Gemeinden seit langem fest verankert ist. Und das zeigt sich ja nicht zuletzt an dem Anlass, der uns heute hier zusammengeführt hat. Dass Ökumene aber nach wie vor nicht nur ein schwieriges Wort, sondern manchmal auch in der Verwirklichung ein schwieriges Unterfangen ist, davon kann selbst bei Feiern und Jubiläen mancher ein Lied singen.

Ich darf nach dieser etwas längeren biographischen Einleitung, die ja durchaus etwas mit unserem ökumenischen Thema zu tun hat, meinen Dank für die Einladung und die Freude über das Wiedersehen so vieler Weggefährten aus früherer gemeinsamer Zeit zum Ausdruck bringen. Wenn ich heute von „früherer Zeit“ rede, so meine ich den Zeitraum von 1997 bis 2007, in dem ich hier gelebt habe und als Pfarrer von St. Marien und Dechant des Dekanates Lüneburg tätig war.

Gleichwohl oder vielleicht gerade weil seit meinem Weggang erst sechs Jahre vergangen sind, war ich zunächst etwas irritiert, als ich vor einem Jahr die Einladung erhielt, beim Tag der Kirche anlässlich „40 Jahre ACKL“ zu sprechen. Ich dachte zunächst: Irgendjemand hat da doch falsch gezählt! Hatte ich doch selbst, wenn ich meinen eigenen Unterlagen trauen konnte, am 6. November **2004** hier in Lüneburg bei einer Veranstaltung ein Grußwort anlässlich „**20** Jahre ACKL“ gesprochen und war dabei bereits auf zwei weitere Jubilare gestoßen, nämlich das Ökumenische Zentrum St. Stephanus und das Theologische Forum Lüneburg. – Die Auflösung der Unstimmigkeit fand ich dann im letzten Jahr in der Neupräsentation der Website der ACKL selbst. (Zitat): „Seit 40 Jahren feiern Katholische und Evangelische Kirchen in Lüneburg den Reformationstag und das Allerheiligenfest

gemeinsam. Ein Prediger der jeweils anderen Konfession wird im Gottesdienst die Predigt halten.“ So werden also sachlich durchaus zutreffend die Anfänge des Gemeinsamen Tages der Kirche lange vor dem eigentlichen Gründungsakt der ACKL als Ursprung verbindlicher ökumenischer Zusammenarbeit gesehen.

2. Ökumene im Rückblick

Bei allem Respekt für die vorhandene Vielfalt an Begegnungen und Veranstaltungen und trotz aller berechtigten Klagen besonders über die noch fehlende Eucharistie- resp. Abendmahlsgemeinschaft finde ich es doch bemerkenswert und zunächst einmal der Würdigung wert, dass der Ursprung ökumenischer Zusammenarbeit in der gemeinsamen Feier von Gottesdiensten liegt, also im gemeinsamen Gebet. Wenn man bedenkt, dass es vor fünfzig Jahren noch die Ausnahme war, die Kirche einer anderen Konfession auch nur zu betreten, und wenn man dem gemeinsamen Gebet das auch zutraut, was man gemeinsam erbetet, dann ist das sehr wertvoll und von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Vielleicht ist ja jemand unter uns, der diese gesamte Zeitspanne überblickt oder gar miterlebt hat. Sie oder er wäre dann sicher berufener, heute hier zu reden. Sie werden es mir gewiss nachsehen, dass ich nicht eigens recherchiert habe, was in der Zeit vor 1997 in Lüneburg ökumenisch los gewesen ist; aber ich habe dazu immerhin noch einige Stichworte und Namen im Kopf. Ich habe auch nicht im Einzelnen verfolgt, was nach 2007 geschehen ist; so beziehe ich mich jetzt vorrangig auf den Zeitraum, den ich selbst miterlebt habe.

- Superintendent Martin Voigt, Pfarrer Jürgen Schwarzenburg, Pastor Hans-Wilfried Haase: Ihr Glaube, ihre in der jeweiligen Konfession verwurzelte und zugleich ökumenisch offene Haltung sowie die freundschaftlichen Beziehungen, die aus ihrem gemeinsamen Willen zur Zusammenarbeit erwachsen sind, waren von herausragender Bedeutung für die ökumenischen Anfänge, sind vorbildhaft und werden für die örtliche Ökumene von bleibender Bedeutung sein. – Nach den Aufzeichnungen von Martin Voigt war es die gemeinsam besuchte Aufführung von T.S. Eliot's „Mord im Dom“ beim Evangelischen Kirchentag 1973 in Düsseldorf, die den Impuls auslöste, die beiden Feiertage Reformationsfest und Allerheiligen künftig als gemeinsamen „Tag der Kirche“ zu begehen.

- Das erste Ökumenische Gemeindezentrum Deutschlands, gegründet 1974 hier in Lüneburg: Ich habe seinerzeit manchmal ein wenig spöttisch angemerkt, wenn mir die Betonung zu stark auf dem Wörtchen „das erste“ gelegen hat, Alter sei kein Verdienst, sondern kann auch manchmal eine Belastung sein und Zeichen der Erstarrung an sich tragen. Die durchaus wechselvolle Geschichte mit Höhen, Tiefen und auch viel Kampf ums Überleben im Alltag haben ja insbesondere die Gemeindemitglieder selbst erfahren. Aber ich habe doch gespürt, dass allein schon die Existenz des Zentrums, mehr natürlich noch die Impulse, die von ihm auf lokaler und überregionaler Ebene ausgingen, eine Bereicherung des kirchlichen Lebens und manchmal auch ein notwendiger „Stachel im Fleisch der Konfessionen“ gewesen sind. Und nicht zuletzt für den Stadtteil Kaltenmoor und das soziale Leben dort ist das Zentrum natürlich stets ein Kristallisationspunkt mit wichtigen Funktionen gewesen.

- Die Anfänge des Theologischen Forums Lüneburg: sie reichen sogar zurück bis in das Jahr 1964, wie wir Kirchen und die Volkshochschule als Veranstalter seinerzeit bei dem Versuch festgestellt haben, der Nachwelt eine kleine Chronik zu hinterlassen. Übrigens verdanken wir die inzwischen fast fünfzigjährige Tradition des Theologischen Forums einer beherzten, weitblickenden und ökumenisch ausgerichteten Initiative der Reformierten Kirche.

- Und natürlich gehörte zu den ökumenischen Standards auch 1997 schon die 1984 gegründete Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Lüneburg, die in der Folgezeit nicht nur zum Träger des Tags der Kirche, sondern vieler gemeinsamer Veranstaltungen und Aktivitäten wurde.

In meinem eigenen kleinen „Archiv“ konnte ich sodann einiges wiederfinden aus der Zeit, in der ich selbst hier tätig gewesen bin. In guter Erinnerung sind mir natürlich neben den gleich zu benennenden Ereignissen auch die Gesichter vieler Menschen und eine ganze Reihe von Namen geblieben. Das ist deshalb wichtig, weil Personen mehr noch als Ereignisse Geschichte anschaulich machen und die Erinnerung lebendig halten.

Zu den „**Höhepunkten**“ zählten und zählen nach wie vor für mich:

- **Der gemeinsame „Tag der Kirche“** („Tag“ vielleicht weniger absichtlich im Singular formuliert, insofern es sich stets um mehrere Tage gehandelt hat, aber „Kirche“ gewiss mit Absicht!). Er gehörte, wie schon erwähnt, bereits zum festen Bestand ökumenischen Lebens. Damit wurden an den früher sozusagen exklusiv-konfessionell begangenen bedeutenden kirchlichen Feiertagen Reformationstag und Allerheiligen mutig und selbstbewusst Berührungsängste und Barrieren überwunden; konnten es sich doch bis zur Einführung dieses Ökumene-Festes die Einen kaum vorstellen, die Reformation überhaupt „feiern“ zu können, während die Anderen jeglichen Gedanken an eine Heiligenverehrung, erst recht irgend eine Form der Beteiligung daran, eher als obsolet betrachtet hatten (auch wenn der 1. November in den alten wie in den neuen Evangelischen Gesangbüchern als „Gedenktag aller Heiligen“ vermerkt ist).

- **Der ökumenisch gefeierte Pfingstmontag:** Man kann die Ökumene dadurch marginalisieren, dass man sie am Rand des kirchlichen Lebens platziert und von niemandem verlangt, einen Preis für sie zu zahlen. Will man die Bitte um Einheit jedoch ernst nehmen und ihr nicht nur in Werktagspredigten, sondern auch im kirchlichen Leben den ihr gebührenden Rang einräumen, so ist das Pfingstfest genau der passende Tag und die Feier in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit der geeignete Ort dafür. Denn darin konkretisiert sich einerseits die Überzeugung, dass die ersehnte und erbetete Einheit der Kirche Jesu Christi – vor und nach allem menschlichen Einsatz dafür – ein Werk des Geistes Gottes ist und sie besonders an dem Tag reklamiert wird, den wir auch das Geburtsfest der Kirche nennen; eben an Pfingsten. Und es zeigt sich andererseits – z.B. in der Entscheidung für den Kurpark –, dass die Einheit der Kirche vorrangig nicht im organisatorischen Zusammenschluss bisheriger Konfessionen, auch nicht nur in der Zusammenführung gegenwärtiger Kirchenmitglieder besteht, sondern etwas mit der Erneuerung des Antlitzes dieser Erde zu tun hat, die auch die Kirchen selbst verändert und ihre Grenzen zur Gesellschaft hin und für deren nichtchristliche Mitglieder durchlässig macht.

- **Das Theologische Forum Lüneburg:** Neben den Namen vieler herausragender, auch international bekannter Vortragsredner und gut besuchten Abendveranstaltungen fallen mir dazu über den gesamten Zeitraum von zehn Jahren besonders die oft intellektuell

herausfordernden und organisatorisch zielstrebigem, atmosphärisch stets dichten und manchmal auch kulinarisch anregenden Vorbereitungstreffen ein. Ich konnte sie gemeinsam mit Herrn Wedekind und Herrn Cassens von der Volkshochschule, mit Präses Haase, Pastor Thamm und (nach seiner Pensionierung) noch für kurze Zeit mit Frau Superintendentin Schmid nicht nur erleben, sondern geradezu genießen.

- **Die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre** aus dem Jahr 1999: Sie hatte wohl den Mangel, wie der Theologe Eberhard Jüngel bereits vor ihrer Unterzeichnung mit Recht monierte, dass sie keinerlei Impulse für die ökumenische Praxis enthielt. (Ob darüber hinaus sein Vorwurf berechtigt war, sie verwässere das reformatorische Erbe, mögen die evangelischen Schwestern und Brüder beurteilen.) Seine hellseherische Vorahnung hinsichtlich der mangelnden praktischen Relevanz hat sich jedenfalls in der Folge resp. Folgenlosigkeit für das ökumenische Miteinander vor Ort leider bestätigt. Aber allein die Tatsache, dass es möglich war, in einer zentralen Frage vermeintlich lehrmäßig unüberbrückbarer Differenzen zu einer Verständigung auf höchster kirchenamtlicher Ebene zu kommen, ist mehr als nur bemerkenswert und sollte doch die Hoffnung nähren, dass dies auch bei anderen bisher von den Kirchen für trennend gehaltenen Themen möglich ist (z.B. beim Kirchen- und Amtsverständnis); Lehrunterschiede, die zumindest nach der Auffassung „meiner“ Kirche bisher noch eine gemeinsame Feier von Eucharistie bzw. Abendmahl verhindern.

Ich erlaube mir hier eine kleine persönliche Anmerkung: Ich vermeide es, von „Abendmahlsgemeinschaft“, „gemeinsamer Abendmahlsfeier“ oder „gegenseitiger Einladung zum Abendmahl“ zu sprechen, weil es sich dabei um inzwischen konfessionell eingefärbte Begriffe in Abgrenzung zum katholischerseits vorrangig verwendeten Begriff der „Eucharistie“ handelt und damit der Eindruck erweckt wird, die gewünschte Abendmahls- resp. Eucharistiegemeinschaft bestehe in nichts anderem als in der vollen Teilhabe einer Konfession an der liturgischen Praxis einer anderen.

- Wichtig waren für mich auch die ersten ökumenischen Gottesdienste für Geschiedene und getrennt Lebende in den Jahren 2005 und 2006, gemeinsam mit Landessuperintendent Jantzen und Mitarbeiterinnen der Ehe- und Lebensberatung, die in der St. Johannis-Kirche

begonnen haben. Über die Bedeutung hinaus, die solche Gottesdienste natürlich für die in unserer Gesellschaft große Zahl der Betroffenen hat, enthalten sie ein wichtiges Signal: Wenn eine Kirche allein es nicht schafft, für ein Problem eine hilfreiche Lösung anzubieten, dann gelingt das manchmal gemeinsam, und so kann ich nur hoffen, dass der damalige Impuls auch eine Fortsetzung gefunden hat.

Als feste Bestandteile ökumenischer Zusammenarbeit darf ich wenigstens noch kurz erwähnen:

- die ökumenischen Gottesdienste mit dem Rat der Stadt jeweils am Beginn einer Sitzungsperiode;
- die gemeinsamen Gottesdienste anlässlich des jährlichen Stadtfestes;
- die mit der „Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ gehaltenen Gedenkfeiern zum 9. November 1938;
- ökumenisch ausgerichtete Veranstaltungen der FABS, z.B. eine Vortrags- und Gesprächsreihe unter dem Titel „Konfessionen stellen sich vor“;
- sowie Kooperationen zwischen dem Diakonieverband und dem Caritasverband bzw. dem Bistum, z.B. in der Ökumenischen Ehe- und Lebensberatung; zwischen der Superintendentur und dem Dekanat, z.B. bei der gemeinsamen Seelsorge im Städt. Klinikum und im Landeskrankenhaus; zwischen den Hochschulgemeinden und in der Lehre am Fachbereich Erziehungswissenschaften, an der ich ja selbst 15 Jahre beteiligt war, solange es an der Universität die Ausbildung von katholischen Religionslehrerinnen und -lehrern noch gab.
- Gegen Ende meiner Zeit gab es eine vom Anfangsimpuls her mutige, in der Praxis eher noch zaghafte Kontaktaufnahme zur moslemischen Gemeinde. Auch hier sind ja nicht nur emotionale Barrieren und Berührungängste, sondern darüber hinaus viel Unverständnis und manche Missverständnisse auf beiden Seiten zu überwinden. Das kann aber nicht bei einem schiedlich-friedlichen „Nebeneinander her leben“ gelingen, sondern nur im Dialog. Und wenn man sachgemäß vielleicht auch nicht von einer Ökumene der Religionen reden kann, so scheint mir doch der Dialog der Religionsgemeinschaften ein ebenso notwendiges wie noch offenes weites Feld zu sein, das mit und in den Kirchen und – zugespitzt – ökumenisch zu bearbeiten ist. Auch hier kann ich nur wünschen, dass die Kontakte weiter gepflegt und intensiviert werden konnten.

- Schließlich, immer wieder und vor allem, ohne dass ich sie alle im Einzelnen aufzählen könnte, gehören für mich zu den Höhepunkten die vielfältigen Begegnungen und gegenseitigen Einladungen im kirchlichen Alltag bis hin zu der Selbstverständlichkeit, mit der ich (wie schon meine Vorgänger) ein regelmäßiger Gast bei den Sitzungen des ev.-luth. Pfarrkonvents unter der Leitung des damaligen Superintendenten Dr. Wiesenfeldt sein durfte.

Solche Begegnungen vor allem tragen die Ökumene, vermögen Meinungsverschiedenheiten zu benennen, Missverständnisse auszuräumen und bilden den unverzichtbaren Boden für wachsendes Vertrauen und die Grundeinstellung, möglichst viel gemeinsam tun zu wollen und das, was noch nicht gemeinsam geschieht, in gegenseitiger Wertschätzung miteinander zu tragen, manchmal auch zu ertragen.

Wenn Sie mir an dieser Stelle eine kleine, durchaus nicht böse gemeinte spitze Bemerkung verzeihen, die allerdings auch nicht ganz neu ist, weil ich bereits damals dazu hin und wieder einige kritische Anmerkungen gemacht habe:

Die Usurpation des Schlagwortes „Kirche-Lüneburg“ im Internet durch die damalige St. Johanniskirche hielt ich persönlich zwar für geschickt, gleichwohl für unpassend und sachlich unangemessen. Ich habe mich seinerzeit auch stillschweigend darüber gewundert, dass die ansonsten doch so selbstbewussten und gewichtigen Kirchen St. Michaelis und St. Nicolai diese „Kröte“ widerspruchslos geschluckt haben. Inzwischen konnte ich feststellen, dass es da eine Korrektur gegeben hat, insofern es sich bei der Website nun mittels Weiterleitung zum Namen viaduk um „Kirche und Diakonie – Evangelisches Portal Lüneburg“ handelt. Zumindest dürften damit St. Michaelis und St. Nicolai sowie die anderen ev.-luth. Kirchengemeinden zufrieden gestellt sein. Ökumenischer ist der Web-Zugang zu „Kirche-Lüneburg.de“ damit jedoch noch nicht geworden.

Aber noch einmal zurück zu den Höhepunkten, zu denen für mich auch zwei

„Eintagsfliegen“ (im guten Sinn des Wortes) gehörten, an die ich mich gern erinnere:

- Unsere gemeinsame Beteiligung am „Tag der Niedersachsen“ unter dem Dach der ACKL im Jahr 2001. Dass es sich hierbei bisher um eine „Eintagsfliege“ gehandelt hat, liegt in der

Natur der Sache. Meines Wissens hat es seitdem keinen weiteren Tag der Niedersachsen in Lüneburg gegeben. Er war gleichwohl ein herausragendes Ereignis, für mich ein besonderes Erlebnis ökumenischer Gemeinschaft und ein starkes Zeichen für das fruchtbare Zusammenwirken der Kirchen mit sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen.

- Schließlich ein ebenfalls einmalig ökumenisch gefeiertes Fronleichnamfest in Kaltenmoor. Dabei war es nicht nur der evangelischen Gemeinde gelungen, über ihren konfessionellen Schatten zu springen und sich – gedanklich und feiernd – einem Fest anzunähern, das nach wie vor als „typisch katholisch“ gilt, sondern auch der katholischen Gemeinde, insofern sie damit eine lange und erfolgreiche Tradition unterbrach, die Fronleichnamsprozession zentral und öffentlichkeitswirksam zwischen Kurpark und Marienkirche zu platzieren.

Bedauerlicherweise gehört zur Geschichte wohl auch, dass es in ihr immer wieder einmal „**Tiefpunkte**“ gibt, die das Zusammenleben und die Zusammenarbeit belasten und auf die Probe stellen, manchmal sogar in Frage zu stellen drohen. Da mag durchaus jede Kirche ihre eigene Gewissenserforschung anstellen. Ich nenne exemplarisch und zu Lasten „meiner“ Kirche zwei gewichtige Ereignisse:

- **Das Schreiben „Dominus Iesus“** der Römischen Kongregation für die Glaubenslehre im Jahr 2000, das von Anfang an auch innerkatholisch nicht unumstritten war, zu großen „Irritationen“ geführt und teilweise berechtigten Widerspruch erfahren, nach meinem Urteil aber auch die eine oder andere unangemessene ev.-luth. Reaktion provoziert hat. So hätte sich der kurze Zeit später kreierte Slogan „Evangelisch aus gutem Grund“ – trotz Dominus Iesus – ja durchaus replizieren lassen. Das aber hätte wohl nur zu einer weiteren Eskalation statt zu dem Bemühen um Verständnis und Verständigung geführt. Im Kreis der evangelisch-lutherischen Pastorinnen und Pastoren und im Rahmen einer Veranstaltung der ACKL habe ich jedenfalls seinerzeit versucht, umfassend, sachlich und fair über das Dokument zu referieren, Missverständnisse und Fehlinformationen zu korrigieren, die Folge von verkürzten Darstellungen in den Medien waren, sowie Einseitigkeiten in der Sichtweise „meiner“ Kirche zu benennen und auch freimütig einzuräumen.

Ich werde mich hier nicht auf einen theologischen Disput dazu und zu der Frage einlassen, inwieweit ein Berufstheologe und Pfarrer gegenüber von seiner Kirche offiziell vertretenen

Lehrauffassungen abweichende theologische Meinungen haben darf und öffentlich äußern soll. Ich wiederhole aber gern, was ich auch damals schon zu der Problematik gesagt habe: Für mich persönlich ist es gar keine Frage, dass die anderen christlichen Kirchen ebenfalls Kirchen im eigentlichen Sinn und ihre Mitglieder Schwestern und Brüder im Glauben sind. Entsprechend versuche ich mich auch im ökumenischen Alltag zu verhalten.

Damit sind allerdings die Spannungen nicht aufgelöst und die spannenden Fragen noch nicht beantwortet, wie die Kirchen intern und extern mit ihren je eigenen Wahrheitsansprüchen umgehen und wie diese sich zueinander und zur „einen Kirche Jesu Christi“ verhalten.

Jedenfalls habe ich hin und wieder den Eindruck, dass nicht nur in der katholischen Kirche von manchem der Traum von einer Wiedervereinigung im Sinne der Wiederherstellung einer früheren Einheit oder einer „freundlichen Übernahme“ geträumt wird. Die praktischen Folgerungen, die sich im Laufe der Zeit aus den erwähnten unterschiedlichen Sichtweisen der höheren Leitungsebenen und der kirchlichen Basis ergeben haben, sind ja durchaus bekannt und haben im Zusammenwachsen der christlichen Gemeinden längst ihren Ausdruck gefunden, wenn gewiss auch nicht immer zum Wohlgefallen einer Kirchenleitung.

- Etwa zur selben Zeit gab es die kontrovers geführte Debatte um den sog. Beratungsschein und den Ausstieg der kath. Einrichtungen aus der **Schwangerschaftskonfliktberatung**.

Auch hier zeigte sich, dass die Prioritäten von einer Kirchenleitung manchmal völlig anders gesetzt werden als vor Ort. Ihr entscheidendes Argument, das letztlich zum Beschluss über den Ausstieg führte, war damals die „Verdunklung der Eindeutigkeit“ im kirchlichen Einsatz für das Leben, während für viele Gemeinden und Einrichtungen der Schwangerschaftskonfliktberatung die konkrete Hilfe für die betroffenen Frauen im Vordergrund stand, die m.E. auch ohne die Ausstellung des staatlich geforderten Beratungsscheins noch möglich gewesen wäre.

Ich komme damit zum dritten Punkt:

3. Ökumene im Ausblick

Was leitet uns nun an, im Blick auf die weitere Zukunft einen positiven Ausblick zu wagen, während viele die gegenwärtige Situation eher von Rückschlägen oder Stagnation

gekennzeichnet sehen? Höhepunkte und positive Erfahrungen in der Vergangenheit allein können der Grund dafür ja nicht sein, auch wenn aus ihnen manch ermutigende Impulse hervorgehen mögen.

Etwa seit der Unterzeichnung der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre vor elf Jahren ist für das Verhältnis der Kirchen zueinander und ihre Zusammenarbeit der Begriff der „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ prägend geworden. Zu den Chancen und Grenzen dieser ökumenischen Formel und weiteren Aspekten des ökumenischen Gesprächs hat der kath. Bischof Feige aus Magdeburg anlässlich des Reformationstages 2009 einige meiner Meinung nach bedenkenswerte Überlegungen angestellt und veröffentlicht, von denen ich Ihnen – wenn Sie noch die Geduld haben – vier Punkte vorstellen möchte:

1. Von großer ökumenischer Bedeutung ist die Beantwortung der Frage: In welchem Verhältnis sehen sich die einzelnen Kirchen zur „**una sancta catholica et apostolica ecclesia**“ des allen gemeinsamen Glaubensbekenntnisses? Die einen beanspruchen exklusiv, diese eine und einzige Kirche zu sein; andere meinen inklusiv, diese sei bei ihnen verwirklicht, man erkenne die anderen aber auch als „Mittel des Heiles“ an und sehe sich mit diesen verbunden; und dann gibt es noch die pluralistische Sicht, nach der in allen Kirchen die Kirche Jesu Christi in gleicher Weise in Erscheinung trete. Diese unterschiedlichen Positionen werden jeweils durchaus selbstbewusst vertreten, ob durch theoretische Erklärungen oder im praktischen Verhalten. Sich über das eine oder andere ekklesiologische Selbstverständnis und dessen Auswirkungen z. B. auf das Problem der Eucharistie- oder Abendmahlsgemeinschaft zu entrüsten, führt nicht weiter. Vielmehr sollte man sich zunächst erst einmal zugestehen, eigene theologische Überzeugungen auch offen sagen zu können, ohne sofort, wenn diese als unangenehm erscheinen, moralisch abgewertet und populistisch in eine antiökumenische Ecke gestellt zu werden. Der Mut zum freien Wort darf nicht nur ein evangelisches Privileg sein. Daraus könnten dann, ohne sich gegenseitig unter Druck zu setzen, fruchtbare Gespräche und zukunftssträchtige Lösungsmöglichkeiten erwachsen.

2. Momentan haben wir **keine gemeinsame Vision** einer anzustrebenden Kircheneinheit. Während die katholische Seite sich schon lange von einer „Rückkehrökumene“ verabschiedet hat, aber eine sichtbare Einheit nach vorheriger Lösung der klassischen Kontroversthemata (gegenwärtig vor allem des Kirchen- und Amtsverständnisses) anstrebt, propagiert die evangelische Seite inzwischen immer stärker eine wechselseitige Anerkennung bei bleibenden Differenzen. Auf einmal scheint Einheit unter dem Verdacht von Vermassung, Uniformierung, Zentralismus und Entmündigung in Verruf gekommen und fast zu einem Schreckgespenst geworden zu sein. Stattdessen wird Verschiedenheit neuerdings als das Ideal gepriesen, werden Sonderwege immer mehr zur Normalität gerechnet, sieht man in der Entfremdungs- und Spaltungsgeschichte der Christenheit kaum noch eine Tragik, sondern eher sogar die erfreuliche Entwicklung zu einer größeren „Buntheit“. Ohne Zweifel ist „Einheit in Vielfalt“ ein zukunftssträchtiges Modell und erstrebenswert. Es stellt sich aber die Frage: Wie viel Verschiedenheit ist möglich, ohne die

Einheit zu gefährden? Wie viel Einheit ist nötig, damit Vielfalt nicht zur Beliebigkeit verkommt? Welche Unterschiede sind komplementär und welche trennen? Schon jetzt verstehen sich manche Kirchen als „Einheit in Vielfalt“ und sehen sich doch nicht in Einheit mit den anderen.

3. **Profil** zu haben, zeugt von Klarheit und ist angesichts eines zunehmenden Relativismus und einer manchmal „billigen“ Ökumene durchaus begrüßenswert. Das überdeutlich hervorzukehren, kann aber auch Abgrenzungen verschärfen und konfessionalistische Verhaltensweisen wieder aufleben lassen, vor allem, wenn man sehr ausschließlich argumentiert oder sich durch den Widerspruch zum anderen definiert. Irrig wäre es dabei z.B. zu meinen, die eine Seite gründe auf dem Evangelium und die andere habe sich ihre Lehre irgendwie willkürlich ausgedacht. Katholische und orthodoxe wie evangelische Christen gehen gemeinsam auf die Heilige Schrift zurück, deuten sie aber dann im Licht ihrer jeweiligen „Gewährsmänner“ (Kirchenväter oder Reformatoren). Besser wäre es darum vielleicht, von Stärken oder Schätzen zu reden, die bei den einen mehr bewahrt oder entfaltet worden sind als bei den anderen und heute alle bei der Suche nach einer wahrhaftigen und versöhnten Einheit anregen könnten.

4. Nach euphorischen Aufbrüchen in der Ökumene und beachtlichen Erfolgen ist es schon seit längerem fast in Mode gekommen, bei Stagnationen oder Irritationen immer wieder eine „ökumenische Eiszeit“ zu diagnostizieren oder herbeizureden. Sicher ist eine „heilige Ungeduld“ vonnöten, damit man nicht in konfessionalistische Verhaltensweisen zurückfällt oder krampfhaft auf dem Status quo beharrt. Zugleich sollte aber auch bedacht werden, wie schwer sich viele – nicht nur etwa kirchliche Entscheidungsträger und Theologen – mit tief greifenden Reformen und einschneidenden Veränderungen tun. Das dürfte jedoch nicht daran hindern, sich selbst auf geistvolle Weise der Herausforderung nach einer überzeugenderen Einheit der Christen zu stellen. Vor Ort „sitzen wir oftmals im selben Boot“ und teilen Freud und Leid gleichermaßen. Da liegt es an uns, ob wir auf Distanz gehen oder im „Dialog der Liebe und der Wahrheit“ kreativ voranschreiten. Dabei gilt für alle die entscheidende Frage: Sind wir tatsächlich zugunsten einer größeren Einheit bereit, von manchem Abschied zu nehmen, vertrauten Ballast abzuwerfen und uns vom Geist Gottes neue Wege führen zu lassen? Wollen wir das wirklich? Jede Zeit ist zugleich Bewährungs- und Heilszeit. (So viel zu den Ausführungen von Bischof Feige.)

Aufmerksamkeit erlangte im vergangenen Jahr in den Medien die Initiative einiger christlicher Politiker und „Fernseh-Prominenter“ unter dem Motto „Ökumene jetzt“.

Bemerkenswert ist für mich dabei die Einmütigkeit in der Ablehnung seitens unserer Kirchenleitungen gewesen. Soll man Letzteres nun auch als einen Ausdruck von Ökumene verstehen, wenn auch sozusagen mit „negativem“ Vorzeichen? Zeigt sich hier vielleicht eine gemeinsame Angst der Kirchenleitungen, die ökumenische Gestaltungshoheit zu verlieren und von nicht mehr beherrschbaren Aktionen an der Basis überrollt zu werden? Oder sind solche Vorbehalte von der inzwischen auf beiden Seiten vorhandenen Einsicht geleitet, dass

man ohne den für notwendig erachteten theologischen Konsens doch gemeinsam nicht so weit gehen will, wie das hin und wieder in plakativen Aufrufen mit der Attitüde der Fortschrittlichkeit postuliert wird, zumal wenn dabei eine Verständigung über die Inhalte gemeinsamen Tuns unbedacht bleibt oder umstandslos für praktisch irrelevant erklärt wird?

Wie auch immer solche Fragen zu beantworten sind: Man darf einen ökumenischen Ausblick nicht nur als Zustandsbeschreibung verstehen, sondern muss darin auch die Formulierung einer Aufgabe und Herausforderung sehen. Das bedeutet: Künftig wird es nicht mehr nur darum gehen,

- das Erreichte zu bewahren, d.h. die Gemeinsamkeiten weiter zu pflegen, damit bisher Erreichtes nicht dadurch entwertigt wird, dass es zur alltäglichen Realität geworden ist oder aber die darin erreichten Fortschritte der Vergessenheit anheim fallen;

- sich weiter an den ökumenischen „Stolpersteinen“ abzarbeiten, damit sich nicht die Auffassung verfestigt, dass das, was ist, schon alles ist – in Abwandlung eines Wortes von Theodor W. Adorno: „Nur wenn, was ist, sich ändern lässt, ist das, was ist, nicht alles“;

- sondern darüber hinaus auch die **neuen Herausforderungen** zu sehen und anzunehmen, die gemeinsam bewältigt werden können und müssen. Ich denke dabei an das oft geäußerte Wort: Die Kirchen werden künftig von der Gesellschaft nur dann gehört, wenn sie mit einer Stimme sprechen. Ich halte das für zutreffend, es darf aber nicht nur strategisch gedacht sein, um so gesellschaftlichen Einfluss zu sichern oder bereits verlorene Relevanz zurück zu gewinnen. Vor allem wird es darum gehen, in einer pluralistischen Gesellschaft mit zunehmend nicht-christlichen kulturellen Prägungen, veränderten individuellen Lebenseinstellungen und kollektiven Verhaltensmustern sowie neuen Sozialformen vielleicht weniger autoritativ belehrend vorgetragene als glaubwürdig gelebte Beiträge des christlichen Glaubens zu leisten, die ein weiteres Auseinanderdriften der Menschen in unserer Gesellschaft eindämmen, die Zunahme sozialer Spannungen verhindern und überzeugende Alternativen zu einer Zukunft ohne Hoffnung anbieten. Für beides, belehrend vorgetragene und glaubwürdig gelebte Beiträge gilt in der Tat, dass sie nicht geleistet und von anderen angenommen werden können, wenn aus ihnen ein „Geist der Zwietracht“ spricht. Dass die

gemeinsame Arbeit an den genannten Herausforderungen natürlich auch die Kirchen selbst verändern wird, vielleicht mehr noch als der inner-ökumenische Dialog, scheint mir persönlich unmittelbar einleuchtend. Vielleicht liegen gerade auf diesem Feld, auf dem es nicht um die eigene Zukunftssicherung geht, ökumenische Chancen, die bisher noch viel zu wenig gesehen und gesucht werden.

Gestatten Sie mir an dieser Stelle noch einen letzten kleinen historischen Exkurs: Im Jahr 2001 unterzeichneten in Straßburg Metropolit Jeremie für die „Konferenz Europäischer Kirchen“, den Zusammenschluss orthodoxer und aus der Reformation hervorgegangener Kirchen, und der Prager Kardinal Vlč for den katholischen „Rat der europäischen Bischofskonferenzen“ die Charta Oecumenica, ein Dokument, das Ökumene-Geschichte geschrieben hat. Darin verpflichteten sich alle Kirchen, zum Wohle Europas zusammen zu arbeiten, das Gespräch mit anderen Religionsgemeinschaften zu suchen und im Dialog die Spaltung der Christenheit zu überwinden. Hier wurden also bereits die Horizonte benannt, in denen sich die Kirchen künftig zu bewähren hätten und in die auch ihre ökumenische Zusammenarbeit zu stellen wäre. Die Bedeutung dieses Dokuments liegt nicht darin, dass in ihm alle ökumenisch relevanten Probleme im Detail aufgelistet oder gar gelöst wurden, sondern dass es die interkonfessionellen Differenzen weitsichtig in eine Zukunftsperspektive stellte, welche auch die sozialen und interreligiösen Fragen eines künftigen Europa umfasst. Gegenwärtig erleben wir beinahe alltäglich, dass der damals skizzierte Zukunftshorizont sich zu einem bedrängenden und anhaltenden Konfliktpotential in der Gesellschaft und in nahezu allen europäischen Ländern entwickelt hat. Für mich liegt also in dieser Charta Oecumenica auch noch einmal ein Hinweis auf die Vermutung und eine Bekräftigung der Überzeugung, dass die künftige Gestalt der Kirche Jesu Christi nicht mehr in einer ausschließlich innerchristlich gesuchten Einheit zu finden sein wird und dass sich nicht nur jede Kirche für sich, sondern auch die Ökumene an den genannten Herausforderungen ganz neu ausrichten muss. Dem Geist Gottes geht es letztlich nicht darum, die Kirchen zu verändern, sondern das Antlitz der Erde zu erneuern! Relativieren wir dieses Ziel oder ignorieren wir es gar, werden wir m.E. nicht nur unseren gemeinsamen christlichen Auftrag, sondern auch eine tragfähige und zukunftsorientierte Überwindung konfessioneller Spaltungen verfehlen.

Mit einem kurzen Blick auf mein jetziges Lebens- und Arbeitsumfeld komme ich nun wirklich zum Schluss. Auch in Hannover, wo ich seit knapp 6 Jahren als Pfarrer tätig bin, hat die ökumenische Zusammenarbeit bereits eine längere Tradition. Sie fand 2004 ihren Niederschlag in der Formulierung einer lokalen Charta Oecumenica durch vier Kirchengemeinden, in der Felder der Zusammenarbeit verbindlich vereinbart und regelmäßig stattfindende Gottesdienste und Veranstaltungen wie z.B. ein gemeinsamer Emmausgang am Ostermontag, die ökumenische Feier des Pfingstmontag und die jährliche Durchführung einer Bibelwoche festgelegt wurden. Vor drei Jahren kam es sogar zur Bildung eines „Ökumenischen Kirchenvorstands“, der seitdem alle gemeinsamen Aktivitäten koordiniert. Inzwischen gehören dieser lokalen Charta Oecumenica sechs Kirchengemeinden der Region an: die drei ev.-luth. Gemeinden, die Baptisten, die altkatholische und die röm.-kath. Gemeinde.

Auch in Hannover gibt es natürlich hin und wieder Irritationen und atmosphärische Störungen, teils verursacht durch Entscheidungen auf höherer Ebene, teils aufgrund von Gedankenlosigkeit oder mangelnder Aufmerksamkeit im alltäglichen Umgang miteinander auf lokaler Ebene.

Auch dort sind die am Ende benannten gesellschaftlichen Herausforderungen in ihrer Bedeutung und Schärfe noch längst nicht gesehen, geschweige denn angegangen.

Aber auch dort ist im Laufe der Jahre ein hohes Maß an Vertrautheit und Gemeinsamkeit gewachsen, das sich in regelmäßigen ökumenischen Veranstaltungen und Gottesdiensten ebenso widerspiegelt wie in der Selbstverständlichkeit gegenseitiger Einladungen zu besonderen Ereignissen der beteiligten Gemeinden und in einem freundschaftlichen Umgang der Seelsorgerinnen und Seelsorger und der ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen. Das macht Hoffnung, dass auch die Zukunftsaufgaben gemeinsam angegangen werden.

Wenn wir also auch hin und wieder irritiert sind, durch unseren christlichen Auftrag, durch uns selbst oder manchmal auch durch andere: Machen wir behutsam-beharrlich, selbstkritisch und konstruktiv, entschlossen und vor allem frohen Mutes weiter – jeder an seinem Ort und doch gemeinsam!

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!